

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Braker Anzeiger. 1863-1866
1865**

3.5.1865 (No. 35)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-921988](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-921988)

Braker Anzeiger.

N^o. 35.

Mittwoch, den 3. Mai.

1865.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich zweimal, Mittwochs und Sonnabends. Preis pro Quartal 7½ Groschen. Inserate finden Dienstag resp. Freitag bis 4 Uhr Nachmittags Aufnahme. — Die gespaltene Petitzeile kostet 1 Groschen.

Das Nachtlager von Granada.

Novelle von Fr. Albrecht.

(Fortsetzung.)

Eine Weile standen sie einander schweigend gegenüber, Hand in Hand, Aug' in Auge. In Weider Brust lebte eine Empfindung höherer Liebe, als stünde Leonhard bei ihnen mit seinem Segen. Groch vermochte nicht zu sprechen, obgleich das Herz ihm übervoll war. Verwirrt taumelten in ihm die Gedanken durch einander. Nur Das erkannte er klar heraus, daß nur die Sehnsucht und die Hoffnung, sie wieder zu finden, ihn mit solcher Gewalt in diese Gegend gezogen habe.

Endlich ergriß sie das Wort:

„Wir sind bestimmt, Freunde zu sein. Uns verbindet die Erinnerung an einen Todten. Er hinterließ uns beiden die Freundschaft als ein heiliges Vermächtniß. Doch jetzt muß ich Sie verlassen. Mich ruft die Kindespflicht zu meinem Vater. Nur wenn er im Mittagschlafchen ruht, ergeh' ich mich im Freien. — Ich darf wohl darauf rechnen, Sie bald in Niederroden zu sehen?“

„Wie?“ rief Groch erseent, „Herr von Delwerop ist Ihr Vater?“

„Mein lieber Vater.“

„O, das trifft sich gut“, fuhr Sener fort. „Hier an dieser Stelle forderte der Baron von Wessel mich heute Vormittag auf, ihn nächsten einmal nach Niederroden zu begleiten, um bei Herrn von Delwerop einen Besuch zu machen.“

Groch begleitete die Scheidende bis an den Saum des Holzes. Hier bat sie ihn, zurück zu bleiben.

„Nun denn, auf baldiges Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte Groch und blieb stehen, um ihr nachzuschauen, bis sie seinen Blicken entchwand.

Er fühlte sich von einem heiligen Zauber berührt.

Es kam so Vieles zusammen, was sein Interesse für Marie von Delwerop wecken und beleben mußte. Sein Leonhard hatte sie geliebt — das sprach sich in seinen Versen aus. Sie hatte in des geliebten Freundes Leben, in seine Zweifel, seine Kämpfe hineingehaut. Wer weiß, war sie nicht im Stande, Enthüllungen zu machen, die den Schlüssel zur Lösung des dunklen Ereignisses bieten konnten, das noch immer seine Seele lebhaft beschäftigte? Bei alledem aber fing er an zu erkennen, daß das Gefühl, das er für sie empfand, nicht nur auf die Erinnerung an den todtten Freund sich gründete und nicht nur auf die spannende Erwartung, wie wohl alle diese Räthsel noch sich lösen würden, sondern hauptsächlich auf den Zauber, den ihre Persönlichkeit auf sein Herz und seine Phantasie ausübte.

Träumerisch sprach er vor sich hin:

„Sie ist so schön, wie meine Annette, und doch so anders. Man kann nicht leicht zwei verschiedenere Wesen sich denken.“

Und er hatte Recht.

Annette hatte die Schönheit einer Venus, liebrend, leidenschaftlich, bezaubernd. Mit der dämonischen Gewalt ihrer schwarzen, glühenden Augen verband sich das verführerische Lächeln ihres Mundes, Sinne verwirrend, Herzen bethörend. Ihre Grübchen in Wang' und Kinn erhöhten den Reiz ihres Angesichts. Ihr Wesen war voll muthwilligen Leichtsinns, launenhaft von einem schelmischen Gedanken auf den andern sich stürzend, trotzdem aber im tollsten Uebermuth nie von den Grazien verlassen. Vom tiefsten Ernst zur ungestümsten Lustigkeit, vom tränenreichen Wangen zum ausgelassenen Sauchzen oft ohne alle Vermittlung überspringend, erhielt sie das Herz, das für sie schlug, in steter Aufgeregtheit.

Marie, obwohl nicht minder schön, nicht minder jung, nicht

minder begabt, bildete fast den Gegensatz zu Annetten. Ihre vollen Locken, deren Widerspenstigkeit sie in einen einfachen Scheitel zwang, waren vom schönsten Goldblond. Unter dem Schatten langer, dunkler Augenwimpern blickte beobachtend oder sinnend ihr tiefblaues Auge. Ihre Wangen, deren Blässe einst während der Todtenmesse zu Wiesbaden Groch ausgefallen war, überhauchte wieder ein rosiges Schimmer. Ihre Gestalt und ihre Haltung war voll Adel und Würde. Aus ihrem Angesicht sprach die Klarheit ihres Geistes und Herzens und auf der ganzen Erscheinung ruhte ein wohlthuender Friede.

Groch wußte es geschickt dahin zu bringen, daß der Mittwoch schon den andern Tag zum Besuch bei Herrn von Delwerop bestimmte.

Fräulein Natalie begleitete die beiden Herren.

Die Fahrt dauerte etwa eine Viertelsunde und schon lenkten die Kasse in den Hof ein.

Die Besichtigung des Herrn von Delwerop war offenbar weit kleiner als die des Barons von Wessel. Sein Hof verrieth nicht die stolze Pracht, wie der Hof in Oberroden, doch gewährte er einen freundlich anmuthenden Anblick.

Das einstöckige Herrenhaus hatte außer seinen Hochparterre gelegenen Zimmern, noch einige Mansardenstuben. Die Mitte des Parterre bildete ein Entree, rechts davon lag ein Saal, links die Wohnstube, neben derselben das Schlafzimmer des Majors. Fräulein Marie hatte ihr Zimmer angrenzend an das Schlafzimmer des Vaters mit den Fenstern hinten hinaus.

Das Haus lag in einem großen Garten, der mit weiten Grasplätzen, lieblichen Blumenrabatten und prächtigen Baumgruppen geschmückt war. Ein gußeiserner Zaun mit einem Doppeltor zur Ein- und Ausfahrt trennte ihn vom Hofe. Nach zwei Seiten bildete ein hoher Staketenzaun, nach der vierten Seite die zwischen hohen Erlen vorüberfließende Ems, die Gränze des Gartens. Am ganzen Zaun entlang war inwendig ein zweiter natürlicher Zaun von allerlei Strauchwerk angepflanzt. Ueberall führten kiesbedeckte Pfade an freundlichen Ruheplätzen vorbei. Der schönste Pfad des Gartens war der unter den Erlen an der Ems.

Fräulein Marie kam heraus, um die Gäste zu empfangen, und begrüßte sie herzlich.

Freiherr von Groch ward ihr vorgestellt. Sie ließen es Beide geschehen. Sie galten ja vor den Oberrodenern als einander vollkommen fremd.

Marie bat, einzutreten.

Der alte Delwerop hatte mit Hilfe seines Kniefußes in seinem Rollstuhl sich mühsam aufgerichtet und versuchte es, den Ankommenden entgegen zu gehen. Er war viel zu sehr Mann von Welt, um nicht wenigstens den guten Willen zu zeigen. Auch hielt er, wenn auch mit großer Anstrengung, so lange sich aufrecht, bis das gegenseitige Vorstellen vorüber war und Alles Plaz genommen hatte. Dann erst ließ er sich wieder auf seinen Schmerzensstuhl nieder.

Delwerop war ein Greis von einigen siebenzig Jahren, gebeugt von Alter und Krankheit, doch noch immer lebhaften Geistes. Er hatte studirt, um die juristische Laufbahn einzuschlagen. Nach ein paar Jahren duldete sein unruhiges Temperament ihn nicht mehr in den Schreibstuben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Friedeburg.

Eine Erzählung aus der Geschichte der Friesen.

(Fortsetzung.)

Schon näherte sich die Sonne ihrem Untergange, als die Friesen über die Weserbrücke in die alte Stadt Bremen eintritten. Durch die schmale lange Straße zwischen den hohen Häusern hin erreichten sie die Herberge, wo die Friesen einzufahren pflegten. Freundlich nahm der Wirth die ihm bekannten Reisenden auf, und bald stand auf dem mächtigen Eisentisch ein kräftiger Ambiß und große Krüge mit schäumendem Bremer Bier.

Am nächsten Morgen wanderte Gerold nach dem Hause des reichen Rathsherrn Heinrich Gröning. Vor dem hohen Pachtbause desselben wurden eben mehrere Lastwagen mit Waaren beladen, die in das Innere Deutschlands geführt werden sollten. Zwischen Haufen von Waarenballen hin fand der Jüngling seinen Weg zur Schreibstube des Kaufherrn. Dieser empfing den Gast herzlich und drückte ihm warm die Hand. Ich danke euch Gerold, daß ihr euch meiner noch erinnert und mich durch euren Besuch erfreut. Doch fast möchte ich vermuten, daß euch noch etwas Anderes nach Bremen führt, als unsere Freundschaft!

Gerold theilte ihm die Ursache seines Kommens mit, und der alte Gröning hörte ihm aufmerksam zu, schüttelte aber bedenklich das Haupt.

Junger Freund, sagte er, als Gerold ausgesprochen hatte, ihr verlangt einen eigenthümlichen Dienst von mir. Ich bin ein Bremer Bürger und Rathsherr dieser Stadt, und soll nun in unserer Rathsverammlung den kühnen und sonderbaren Antrag stellen, daß die Friedeburg geschleift werde, welche unserer Stadt so viel Blut und Geld gekostet hat! Das geht nimmermehr an.

Ihr seid doch sonst stets bereit, wenn ihr Gutes befördern könnt, entgegenete Gerold. Ich weiß, ihr haßt das Unrecht, und könnt ansehen, daß eure Stadt so ungerecht ist gegen unser Volk? Laßt doch auch gegen uns Gerechtigkeit und Billigkeit walten!

Mein Freund, sagte Gröning, hier hat nicht nur die Billigkeit, sondern auch die Klugheit ein Wörtlein mitzusprechen. Gern werde ich euch Gelegenheit verschaffen, eure Sache vor den Rath zu bringen, wenn ihr einmal darauf besteht, aber es wird nichts fruchten und böses Blut machen. Leid thut es mir, daß ich euch nicht dienen kann und darf. Aber ich bestehe darauf, daß ihr mein Gast seid, wie ich früher der Gast eures braven Vaters war, damit ich gegen euch einen Theil meiner Schuld abtrage. Euer Vater war mir wie ein Bruder, denn ich lernte seine Rechtlichkeit und Freundlichkeit kennen, als vor vielen Jahren die Unruhen in meiner Vaterstadt mich aus der Heimath vertrieben.

Gerold nahm die freundliche Einladung an und genoß die herzlichste Gastfreundschaft. Sprach er aber von der Friedeburg, dann mußte er sich zu seinem Schmerz überzeugen, daß er es mit dem Bremer Bürger und Rathsherrn zu thun hatte, und nicht bloß mit dem Gastfreund. Wiederholt versicherte Gröning ihm, daß es nutzlos sein würde, wenn er seine Sache dem Rath vorstelle, aber Gerold beharrte bei seinem Vorhaben. Er wollte nicht abziehen, ohne das das letzte gültliche Mittel versucht zu haben.

Am nächsten Tage bezog sich Gerold zum Rathhause, in dem der Rath der Hansestadt versammelt war. Finster drohend schien ihn der steinerner Roland anzublicken, aber unbekümmert ging er vorwärts, und nur der Wunsch, für das Wohl seines Volks zu wirken, erfüllte sein Herz. Endlich öffnete der Rathsdienner ihm die hohe Thür des Saales, in dem die Rathsherrn um einen langen Tisch saßen, in ihrer Mitte der Bürgermeister Vafmer.

Was ist euer Begehrt? rebete dieser ihn an. Sprecht ohne Furcht, Frieße!

Die Furcht ist dem Friesen fremd, antwortete Gerold; unsere Kämpfe mit den Feinden und dem Meere haben dies bewiesen. Warum sollte denn jetzt die Furcht meine Zunge künden, wenn ich sie dem Vaterlande leihen soll?

Kommt zur Sache! unterbrach ihn Vafmer.

Ihr kennt das Land, das wir bewohnen, fuhr Gerold fort, und wißt, wie unsere Väter einst mit dem Meere zu kämpfen hatten, das die feuchten Matten bald vergröberte, bald sie wieder zu verschlingen drohte. Oft riß die Fluth die Wirthen weg, auf denen sie ihre niedrigen Hütten erbaut hatten, und die Bewohner wurden dann mit der Hülfe ein Spiel der wilden Wogen. Dennoch liebten sie ihre gefährliche Heimath und waren glücklich, denn sie waren frei. Nur mit dem Meere kämpften sie, denn die Menschen gönnten ihnen gern die feuchten Wästen und die enge Hülte. Als sie zahlreicher wurden, bauten sie Deiche, und der Boden vergalt durch seine Fruchtbarkeit ihre Mühe. Aber jetzt erheben sich andere Feinde wider sie. Man gönnte es den Friesen nicht, daß sie sich selbst Gesetze gaben, und nichts nach Grafen und Städten fragten.

Seid ihr bald mit eurer Chronik zu Ende? unterbrach ihn der Rathsherr Balleer. Wir sind nicht hergekommen, um Geschichten von euch zu hören. Erzählt sie an den langen Winterabenden, wenn eure Weiber sich bei den Spindeln und dem Regestricke langweilen.

Vergönnt ihm das Wort, sprach Gröning; habt ihr zu einem sol-

chen Vorwurf Zeit, so habt ihr auch Zeit, ihn anzuhören. Sprecht weiter, Herr Gerold! rief er dem Jüngling ermunternd zu.

Der Kampf mit dem Meere, sagte Gerold, hatte unser Volk abgehärtet und es gewöhnt, Gefahren zu verachten, und müthig verteidigte es seine Freiheit gegen jeden Feind. Auch eure Stadt ward eifersüchtig auf uns, denn ihr konntet es nicht leiden, daß der Strom, der euren Reichthum herbeibringt, in der Gewalt des Friesenvolkes war.

Da irrt ihr euch in dem Ausbruch, Herr Gerold, fiel Balleer ihm wieder in die Rede; in der Gewalt des Diebesvolkes heißt es. Denn Diebe waren es, die unsere Schiffe beraubten, und diese Diebe nannten sich freie Friesen.

Ich will darüber nicht mit euch streiten, erwiderte Gerold. Ihr habt hier die Uebermacht, und eure Uebermacht war es, die uns besiegte. Gegen frühere Verträge bautet ihr zum Schutze eures Stromes und zur Befestigung eurer Herrschaft über uns eure Burg, und seit der Zeit fehlt es nicht an Gewaltthat und Unrecht.

Und was wollt ihr denn, daß geschehen soll? fragte Vafmer unwillig.

Die Friedeburg sollt ihr verlassen und nie wieder eine Burg in Friesland erbauen. Wir aber geloben euch, uns als gute Nachbarn zu verhalten, euren Schiffen freie Fahrt zu geben, und wer dagegen freveln, nach unsern Gesetzen zu strafen und jeglichen Schaden zu büßen.

Balleer und einige andere Rathsherrn lachten höhniß. Sollt wir eurem Edelmuthe anheimstellen, rief Ersterer, was wir durch Gewalt erzwingen können? Habe ich den bösen Hund an die Kette gelegt, und ihm den bissigen Mund mit dem Maulkorb zugebunden, so wäre ich ein Thor, wenn ich ihn befreite, und wenn er noch so freundlich wedelte.

Aber in der tollen Wuth konnte er, die Kette zerreißen und den Maulkorb zer Sprengten, sagte Gerold, und dann nehmt euch in Acht!

Die Kette wird schon halten, entgegnete Balleer, sorgt nur nicht. Wir sind mit Königen fertig geworden, unsere Hausflotte hat Königreiche erobert, und wir sollten vor unserm Rathhause steht fest, und wenn auch der Krüppel zu seinen Füßen sich wider ihn auflehnen sollte!

Unwillig unterbrach ihn der edle Gröning. Saget „Nein“, Rathsherr Balleer, sprach er, wenn ihr nicht „Ja“ sagen könnt! Auch ich kann es nicht. Aber nicht Hohn verdient der Jüngling, der für seines Volkes Wohl zu uns spricht. Wißt, er ist mein Gast, und meine Pflicht ist es, Schimpf und Schaden von ihm abzuwehren. Thut mir den Gefallen, Herr Gerold, und tretet ab, bis wir euch rufen.

Gerold entfernte sich; Gröning aber fuhr fort: Thöricht wäre es, wollten wir die Friedeburg, die Bürgerschaft für unseres Handels Sicherheit, aufgeben, aber billig scheint es mir, Ungerechtigkeit von den Friesen fern zu halten. Unsere Stadt, die stolz darauf ist, frei zu sein und keinen Herrn über sich zu haben, als den Kaiser, des Reiches Oberhaupt, wird nicht Willens sein, die Freiheit eines anderen Volkes zu unterdrücken. Laßt Grafen und Herren darum kämpfen; der Bürger kämpfe nur, um seine Freiheit und die Frucht seines Fleißes zu schützen, nicht um zu herrschen. Gebt den Jünglingen ihres Vaters Eigenthum, erteilt dem Burgvogt strengen Befehl, alle Unbill zu meiden, und laßt das Volk nach den eigenen Gesetzen und Sitten leben. Wenn unser Handel sicher ist, so haben wir unsern Zweck erreicht.

Die meisten Rathsherrn zeigten ihre Zustimmung; Balleer aber rief zornig: Schande dem, der dafür stimmt! Sollten wir Bremer Bürger uns erniedrigen, jenen stolzen Prahlen, die sich stets mit ihrer früheren Freiheit brüsten, die sich stets mit ihrer früheren Freiheit brüsten, die Hand zu bieten und ihnen zu geben, was sie verlangen, nur um Ruhe vor ihnen zu haben? Sie haben empfangen, was sie verdienten, und dabei sollte es bleiben. Aber beschließt nur und ich wünsche Glück dazu! Doch gebt Acht, Alles dies wird dem stolzen Friesen nicht genügen; er wird die Burg verlangen und sonst noch was, vielleicht sogar die Schlüssel unserer Stadt!

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung Lincoln's.

Abraham Lincoln ist in der Nacht des Charfreitages durch Mordhand gefallen. Zwei Brüder, die Söhne des englischen Schauspielers Julius Brutus Booth, haben durch das Blutgeld der Sklavenshalter gebungen, sich zu verrätherischem Morde verbündet, und während der Eine, Wilkes, die Todeswaffe gegen den Präsidenten abdrückte, stürzte der Andere auf den ar's Krankenbett gefesselten Staatssecretair Seward. Der Sohn des Seward's, Fredeick, der zur Rettung des Vaters herbeieilte, fing den gegen Vater gerichteten Todesstreich auf und brach, schwer verwundet, zusammen. Der Staatssecretair ward nur ungefährlich im Gesicht verwundet. Der Mörder des Präsidenten wurde in Baltimore ergriffen, der des Staatssecretairs entkam.

Der nordamerikanische Kriegsminister Stanton sagt in seiner an den Gesandten zu London, Adams, gerichteten Depesche, es lägen Beweise vor für eine Verschwörung der Rebellen, welche durch Ermordung des Präsidenten und des Ministers Rache nehmen und die Bestrebungen des Südens fördern wollten. Die That der Brüder ist also we-

der in der Leidenschaft der Rache, noch des politischen Fanatismus vollbracht; sie ist ein gemeiner, bezahlter Mord, bezahlt von feigen Schurken die den Bravo kaufen, daß er dem Feinde das Lebenslicht ausblase, wie sie Sklaven und Weiber kaufen, um ihren Gelüsten und Lüsten zu fröhnen. Sie sind die Schuldigen, die elenden Schächer sind nur ihre Mitschuldigen, ihre Werkzeuge. Gegen sie, die eigentlichen Mörder, wird sich der ganze Haß der freien Nation wenden, auf ihnen und ihrem Geschlechte der Fluch der schwarzen That laßen. Verblendete Thoren, die sich einbilden, mit dem Leben des Präsidenten sei auch die Idee der Emancipation vernichtet! — Die Schwarzen haben Lincoln als den Messias begrüßt, der sie aus der Knechtschaft geführt und erlöst hat von Kette, Peitsche und Glühseisen ihrer Peiniger, aus der Gewalt der Pflanzler, die ihre Hunde auf den Niggerfang dressirt und sie gejagt haben wie Thiere des Waldes, aus den Händen der Junker, die mit Menschenfleisch und mit Menschenschweiß erbärmlichen Schacher getrieben. Die Schwarzen werden Menschenschaft fordern von denen, die ihren Messias erschlagen. Lincoln war der Mann, die streitenden Parteien allmählig, wenn auch nicht zu versöhnen, doch zu beruhigen: er hätte wahrscheinlich, wie er die Rebellen gebändigt, auch die Ausschreitungen des Hasses, den soldatischen Uebermuth der Sieger und den Nachdurst der befreiten Schwarzen gebändigt; wer weiß, ob nicht heut schon die Pflanzler Ursache haben, ihre That zu bereuen und um den Mann zu jammern, den sie umgebracht.

Lincoln war ein echter Mann des Volkes. Aus niederem Stande hervorgegangen, durch rauhe Arbeit schon als Kind und noch mehr als Jüngling abgehärtet, machte er 1830 den Krieg in Illinois mit, avancirte zum Captain und betrat 1834 die politische Laufbahn als Abgeordneter des Congresses. Im Jahre 1861 wurde er zum ersten Male zum Präsidenten der Republik gewählt, seine zweite Präsidentschaft begann am 4. März dieses Jahres. Einfachheit und Ehrlichkeit, Geradsicht, die nie in Schroffheit, und Festigkeit, die nie in Starrsinn ansartete, waren die Grundzüge seines Wesens. Jedermann zugänglich, von freundlichen Formen und reich an schlagfertigen Humor, gewann er auch die Herzen vieler seiner ehemaligen Gegner. Beim Antritt der ersten Präsidentschaft lag ihm der Gedanke an die völlige Emancipation der Sklaven noch fern, er dachte nur an Reformen, Versöhnung und allmähliche Aufhebung der Leibeigenschaft, die Feindschaft aber der Pflanzler, die von Reformen und Versöhnung nichts hören wollten, trieb ihn zur Energie. Mit der Stärke, mit welcher er das als nothwendig erkannte festhielt, schritt er dann vorwärts und erklärte, als vor zwei Monaten die Conferirten wegen des Friedens unterhandeln wollten: es giebt nur eine Bedingung des Friedens und diese eine heißt unbedingt Unterwerfung, unbedingt Aufhebung der Sklaverei. Lincoln hatte Nichts von der Genialität großer Beherrscher und Staatsmänner, Nichts von dem Ehrgeiz des aus Niedrigkeit emporgestiegenen und zur Herrschaft gelangten „Parvenu“; aber dagegen hatte er auch Nichts von der Geld- und Genußsucht, durch die Andere ihre hohe Stellung auszunutzen pflegen. Ein reiner, vorwurfsfreier Charakter, lebt er fort in dem Andenken seiner Freunde und Feinde.

Andrew Johnson, der nach den Gesetzen der Union nunmehr bis zum Jahre 1869 zur Präsidentschaft berufen, ist zwar auch aus niedrem Stande hervorgegangen, leider aber hat er gezeigt, daß er ein Plebejer nicht bloß von Geburt, sondern auch seinem Wesen nach sei, und die plebejischen Sitten noch keineswegs aufgegeben habe. Er ist als Trunkenbold und Wollüstling verrufen, seit er bei dem ersten wichtigen Acte seiner Vicepräsidentschaft, der Ableistung des Schwures, sich so weit vergessen, daß er trunken in den Senat trat und nicht einmal im Stande war, die Bibel, auf welche er den Schwur leisten sollte, in Händen zu halten. Was soll, rufen die Aengstlichen, aus der Union werden, wenn solchen Händen die Zügel der Regierung anvertraut sind? — Die Geschichte fast aller Länder besitzt Beispiele von Wüstlingen und Schwächlingen, die großen Männern in der Herrschaft gefolgt sind und deren Einfluß dennoch nicht vererblich für die von ihnen regierten Staaten gewesen ist. Wir wissen von Schwächlingen, die sich ermannen, von Wollüstlingen, die sich aus dem Sinnenrausch zu Thaten aufgerafft haben, wir wissen auch, daß Völker, die in fortschrittlicher Entwicklung begriffen sind, nicht größer, nur ehrlicher Fürsten bedürfen, um zu immer höherer Blüthe zu gelangen. Wenn dies schon in absolut regierten Staaten der Fall ist, um wie viel mehr ist dies in einem nach constitutionellen Gesetzen beherrschten Lande der Fall, um wie viel weniger ist der schädliche Einfluß des neuen Präsidenten zu fürchten, zumal das Gesetz selbst eine Handhabe bietet, ihn falls er sich unfähig erweist, durch Beschluß des Congresses zu entfernen.

Vorschuß-Verein zu Brake.

Uebersicht der Cassenbewegungen im Monat April 1865.

Einnahme.	
Cassenbestand 1. April	Et.ß 250 16 9
Zurückgezahlte Vorschüsse und Darlehen	28580 — —
Einlagen	13919 — 3
Zinsen	332 17 7
Stammanttheile	30 5 —
Eintrittsgelder	— 15 —
Verschiedenes	— 3 4
Ausgabe.	
Gegebene Vorschüsse und Darlehen	Et.ß 12454 27 6
Zurückgezahlte Einlagen	26855 20 3
Zinsen	— 3 7
Geschäftskosten	3 29 —
Cassenbestand 31. März	3798 7 7
E. J. Bandh. Director.	Ed. Klostermann. Cassirer.

Vermischtes.

Blüchers militärisches Glaubensbekenntniß. In dem Leben Gneisenau's findet sich folgender Brief, auch eine Illustration zur Militärorganisation: „Treptom, den 3. August. Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind, und freue mich darüber, grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen Sie ihm, daß ich es ihm aus Herz legte, vor eine Rational-Armee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig, als man sich denkt: vom Zollmaaß muß man abgehen. Niemand in der Welt muß equiret sein, und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperlich Gebrechen daran hindern. Die einmal voll dressirten Soldaten müssen 2 Jahr zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt, und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch eine Einbildung, daß ein fertiger Soldat in 2 Jahren so Alles vergessen soll, daß er nicht in 8 Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anders bewiesen, unsere unthätigen Bedantereien mag der Soldat ganz vergessen. Die Armee muß in Divisions getheilt werden, die Division von allen Sorten Truppen componirt sein, und im Herbst mit einander manövriren. Die alljährlichen Revues müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mich beide ihre Meinung. Wenn Sie General v. York sehen, so grüßen Sie ihn, und übrigens bleiben Sie Freund ihres Fremdes Blücher.“

Die Japanesen fangen an, den Bauch sich mit einem Säbel aufzuschlitzen, den ihnen der Kaiser zu diesem Zwecke sendet, nicht für er göhlich zu halten, im Gegentheil, sie finden ihn jetzt sehr unangenehm, sollte selbst der Säbel ein Wunder von Pracht und Kunst sein. Wir erzählen zum Beweise einen kleinen Vorfall, dessen Entwicklung uns ausnehmend gefällt: Der Kaiser von Japan hatte Grund, mit einem seiner Offiziere sehr unzufrieden zu sein, und sandte ihm den berühmten Säbel, mit welchem die Japanesen sich den Bauch an dem Tage aufzuschlitzen pflegen, der, wenn auch nicht grade der schönste, so doch der letzte ihres Lebens sein soll. Es ist dies eine Art von Ehrenpende, der wohl verdient, neben denen der Herren Prudhomme und Pisz genannt zu werden. Da dieser Offizier einen hohen Rang bekleidete und bis dahin seinem Fürsten nur Grund zur Zufriedenheit gegeben hatte, so sandte dieser ihn, um so viel als möglich die Wirkung dieses unangenehmen Befehls zu mildern, durch seinen ersten Minister einen seiner eigenen, mit Diamanten geschmückten Säbel. Der Offizier empfing den in Rede stehenden Gegenstand. Er wußte, was er zu thun und wie er ihn zu gebrauchen habe. Nachdem er das Instrument seiner Bestrafung ehrfurchtsvoll betrachtet, verläßt er ruhig sein Haus geht zum Hafen, bestiegt ein so eben nach Havre segelndes französisches Schiff, macht eine glückliche Fahrt, kommt in Paris an, und verkauft seinen Strafsäbel an eine Händler für 150,000 Francs. Es giebt sehr viele, die gern einen solchen Säbel empfangen, um ihre alten Tage, fern von den Ehren und Mühen eines höheren Beamtenlebens, in der Hopaz so berühmten goldenen Medioeritas zuzubringen.

Brake, Mai 2. Gestern durchlief das Gerücht die Stadt, die Mutter des Kindes, dessen Leiche in voriger Woche in einer Dingergrube gefunden, sei entdeckt und gefänglich eingezogen. Wir können aus besser Quelle versichern, daß dieses Gerücht falsch, und bis jetzt noch keine Spur der Person, welche das Kind in die Grube geworfen, gefunden ist.

